bzw. flammes Nachthemd. Ich mußte einen Waschkorb und ein Kopfkissen opfern. Albrecht schleppte Heu vom Boden und Minna schuf auf unserem winzigen Balkon aus einer großen flachen Kiste und vieler, vom Hauswirt gnädigst gestifteter Erde ein Möbel, dessen Vorhandensein uns wenigstens bei Nacht einen Gang in den Hof sparen konnte.

Als Minna zu ihrer Bodenkammer hinaufsteigen wollte, gab ich ihr die Hand, wünschte ihr einen guten Schlaf und sagte, es würde sicher noch alles gut werden.

Dann stellte ich meinen Wecker auf zwei Uhr. Mein Mann sagte, er wollte für mich aufstehn (wie sich das auch gehört), aber ich wurde energisch und erklärte endlich mit meiner allerstrengsten Stimme, ich stünde auf. Lieber hätte ich durchgeschlafen, ganz gewiß. Aber wir Frauen sind viel, viel klüger, als ihr Männer denkt; ich hatte meine Rechnung gemacht, und es stellte sich nachher heraus, daß ich richtig gerechnet hatte.

Punkt Zwei schnurrte der Wecker. Oh, du elendes Ding, an die Wand möchte ich dich schmeißen! Albrecht knurrte wütend, ich erhob mich wortlos, zog mir einen Mantel über, trieb auf dem Korridor mit vieler Mühe die verschlafene Flamme aus ihrem Waschkorb heraus und verbrachte zähneklappernd mit ihr einige Minuten auf dem Balkon.

Als ich wieder lag und warm zu werden suchte, rührte es sich im Bett neben mir.

„Schläfst du nicht, Albrecht?"

„Wie kann ich schlafen bei dem Hundetheater! Soll das jede Nacht so gehn?"

„Natürlich."

„Aber du wirst dich erkälten. Laß uns doch abwechselnd aufstehen."

„Nein, ich stehe auf."

„Warum denn nur?"

„Als Vorübung."

„Als was?"

„Als Vorübung."

„Wofür?"

„Für die Nächte übers Jahr, in denen ich öfter als einmal werde aufstehen müssen, aber um etwas viel, viel Lieberes zu versorgen als einen Hund."

Eine lange, tiefe Pause. Ein süßes, o so süßes Schweigen.

„Mariele, mein Mariele — —!" — —

„Und Flamme, die schaffen wir morgen ab, liebste Frau, schenken sie Müllers, die sie ja schon immer haben wollten!"

Bunte Zeitung.

Endlich eine „Tat"! (Die neueste Herrenmode.) Alemandre Duval, der Herrscher im Reich der Pariser Herrenmode, der die Welt bereits um einen neuen nach ihm benannten Hut bereicherte, hat soeben seinem erfinderischen Geist eine neue, weltbeglückende Idee abgerungen. So erschien er in der letzten Premiere des Theatre des Capucines mit dem eleganten Samtüberzieher, der die Aufmerksamkeit des Hauses mehr in Anspruch nahm als das auf der Bühne aufgeführte Stück. Man glaubte seinen Augen nicht zu trauen und die Freunde, die sich im Foyer um den König der Mode drängten, mußten sich erst durch Betasten des Stoffes davon überzeugen, daß dieser wirklich Samt war. „Es ist wahrhaftig Samt", raunte einer dem andern mit dem heimlichen Schauergefühl zu, Zeuge einer welterschütternden Offenbarung zu sein. Man sprach von nichts anderem mehr als von Herrn Duvals Samtüberzieher, und der Modekönig durfte sich als Held des Tages eines gewaltigen Erfolges freuen. Jedem, der etwas auf sich hält, ist also jetzt das Mittel gegeben, sich auf der Höhe der Situation zu zeigen und sich auf dieser Höhe von seinen minderbegünstigten Mitmenschen bewundern zu lassen, die in diesen Zeiten der Teuerung ihre liebe Not haben, sich für den alten Winterüberzieher im besten Fall einen neuen Samtkragen zuzulegen. k.

Literatur.

Wegener, Georg: „Der Zaubermantel". Erinnerungen eines Weltreisenden. Umschlag von Erich Gruner. 180 Seiten Text. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Wegeners „Zaubermantel" führt uns durch die ganze Welt, von den finnischen Schären zu den Gestaden Indiens, von den Ufern des Nils zu den Inseln der Südsee, von den Hochflächen Amerikas zu den Wellen des Irrawaddi, vom Stillen Ozean auf den Gipfel des Adamspiks. Grandiose Naturbilder wechseln mit charakteristischen Volksszenen wie dem Bauerntheater in Birma, egoistische Persönlichkeiten, wie die kleine Prinzessin von Birma, stehen von Künstlerhand gesormt vor uns, samoanische Mädchen singen ihre schwermütigen Lieder, in den Gärten des Zaren drängen sich die Zuschauer zu feenhaftem Feuerzauber, die Rosenrote Stadt, die Residenz eines indischen Fürsten, taucht empor. Ernste Stimmungsbilder, wie die „Türme des Schweigens", werden abgelöst durch humoristische Plaudereien, und schließlich lädt uns der Verfasser bei sich selbst zu Gaste, auf sein freundliches Anwesen am Ufer eines norddeutschen Sees. Ueber das Ganze breitet sich ein Goldglanz zauberhafter Erinnerung. Wenige Bücher sind so geeignet, ein deutsches Volksbuch zu werden wie Wegeners „Zaubermantel", dem alt und jung sich anvertrauen darf.

Rudolf Herzog. Ein Lebensbild des niederrheinischen Dichters seinem 50. Geburtstag am 6. Dezember 1919. Von Felix Leo Gödeckis. 31 Seiten mit 9 Tafeln. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1919.

Rudolf Herzogs feinsinnige Romane, vor allem „Wiskottens", „Die Hanseaten" und „Das Lebenslied", haben in kurzer Zeit ungewohnte Auflageziffern erreicht, und alle Freunde Herzogscher Dichtkunst werden mit Freuden nach diesem Buche greifen, das in kurzer, prägnanter Form Herzogs Werdegang schildert. Wir gehen mit ihm durch das Sonnenland seiner sorglosen Jugend, wir durchleben mit ihm die Düsseldorfer Lehrzeit, da sich sein junges Talent zu regen beginnt, bis der erwachende Mann, kaum zwanzigjährig, auf sich selbst gestellt, den Schritt ins Leben hinaus wagt. Wir durchkämpfen mit Herzog ein Jahrzehnt schwer ringender Arbeit, da sein Stern noch unsicher im Gewölk blinkt, bis sich der volle Erfolg zu ihm neigt, und der Dichter, ledig der Berufsfesseln, nach dem kleinen Burghause am Rheine zieht, in dessen efeuumsponnenen, fühlen Mauern die reifsten seiner Arbeiten entstanden sind. — Ein Buch, das jeder Herzogverehrer gelesen haben muß, das ihm ein sicherer Führer durch das Lebenswerk des niederrheinischen Dichters wird.

Burschen in Not! Roman von Dr. Erich Wieprecht Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Ein Studentenroman, der durch seine Objektivität und Sachlichkeit weit über den Rahmen der sonstigen Literatur dieser Art hinausgeht. Der ohne blinde Verherrlichung, aber auch ohne blinde Feindschaft Licht und Schatten mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe verteilt und deshalb ein unvergleichliches Material für den gerade in unseren Tagen so lebhaft entbrannten Kampf der Geister für und gegen die Beibehaltung der alten couleurstudentischen Eigenart bietet. Man merkt sofort, daß der Verfasser selbst alter Couleurstudent ist, der seine Personen und die Begebnisse aus dem Leben herausgegriffen hat. So stellt das Buch nicht einen bloßen Unterhaltungsroman dar, sondern ist zugleich ein zeitgeschichtliches Kulturbild. „Burschen in Not!" gehört auf den Schreibtisch jedes alten und jungen Korporationsstudenten.

Das neueste Heft des „Kunstwanderers", der von Adolph Donath in Berlin-Schöneberg herausgegebenen Halbmonatsschrift für alte und neue Kunst, für Kunstmarkt und Sammelwesen, ist vorwiegend der Bibliophile gewidmet. Professor Dr. Hans Wolfgang Singer leitet das Heft mit einem Artikel über „Rembrandt und die neuere Radierung" ein, Fedor von Zobeltitz schreibt über den „Luxusdruck", Dr. G. A. E. Bogeng über „Deutsche Einbandkunst der Gegenwart". Professor Dr. Hermann Schmitz setzt seinen reich illustrierten Artikel über den „Hausbuchmeister im Kunstgewerbe" fort und Dr. Johannes Widmer bespricht den „Salon national du Livre". Artikel über Hans Thoma in Paris, über „Dresden und seine Kunst", den Skandinavischen Museumsverband usw. beschließen dieses neue Heft des „Kunstwanderers".

Olga Wohlbrück veröffentlicht einen neuen Roman „Briefe an einen Toten" in Kürschners Bücherschatz (Nr. 1248. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9.) Mit unendlich feiner Kunst der Seelenschilderung zergliedert die Dichterin einen Charakter, der außerhalb des täglichen Lebens steht, aber mit einer grausigen Tat plötzlich in das Geschick einer Familie zurückgreift. Wie mit lähmenden Blicken schleicht dieses Verhängnis aus jenseitigen Ideenreichen heran und mordet um der seelischen Reinheit willen einen jungen Menschen. Selten ist die Spannung psychischer Grenzzustände dichterisch so tief erfaßt und so ergreifend ermittelt worden.

Schönschreibschule. Eine methodische, leichtfaßliche und sichere Unterweisung zum Selbstunterricht in der so nötigen Kunst des Schönschreibens von P. Ch. Mariens. Verlag von L. Schwarz & Comp., Berlin S. 14, Dresdener Str. 80. 1919. Jedem, dem daran gelegen ist, durch Selbstunterricht in ganz kurzer Frist eine gute, fließende Handschrift zu bekommen, sei die Methode des Verfassers als erfolgbringend empfohlen.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63 Fernruf 4023.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 132 — Freitag, den 14. November — 1919

Das Heiratsjahr.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.
Von Fedor von Zobeltitz.

(3. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.)

Aller Augen ruhten auf der schwarzen Ledertasche mit ihren abgescheuerten Ecken und ihrem runzlig gewordenen Ueberzug. Tübingen pflegte dadurch die Spannung zu verlängern, daß er die Mappe zuerst mit langsamen Bewegungen vor sich hinlegte und dann in allen seinen zahlreichen Taschen nach dem Schlüssel suchte. Und regelmäßig fand sich dieser Schlüssel erst in der letzten Tasche. Aber ehe der Baron aufschloß, pflegte er die Mappe jedesmal noch genau zu besichtigen, wobei er nie zu bemerken unterließ: „Könnten uns auch 'mal bald eine neue gönnen!" Dann erst wurde sie geöffnet und ihr Inhalt dem Tageslicht übergeben.

Der war nun auch immer höchst interessant. Da gab probten Düngemitteln, von Lotterien, von landwirtschaftlichen erbrochen und beiseite gelegt wurden: Ankündigungen von erprobten Düngemitteln, von Lotterien, von landwirtschaftlichen Maschinen, Sämereien, Dachpappefabriken, Fischbrutanstalten, Ziegeleien und dergleichen mehr. Hierauf kamen die Zeitungen: die „Neue Preußische" und das „Wochenblatt der Johanniterballei Brandenburg" für den Grafen Teupen, die „Post" für den Hausherrn, das „Daheim" und „Quellwasser für das deutsche Haus" für Frau Eleonore. Endlich die Briefpost — das war die Hauptsache. Trudchen Palm rückte bereits ungeduldig auf ihrem Stuhle hin und her. Sie hatte eine ausgebreitete Korrespondenz. Mit ihren Pensionsfreundinnen schloß sie sich wöchentlich, und es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht selbst einen Brief erhielt, auf rotem, gelbem, safranfarbigem, grünem und blauem Papier und zuweilen in ganz winzigen Kuverts, zuweilen auch in schmalen und länglichen, von der Form eines geplätteten Glacehandschuhs. So ein Brief kam beispielsweise heute an, und er war auch leicht parfümiert und die Marke darauf saß nicht an gewöhnlicher Stelle, sondern hinten auf der Verschlußseite, quer geklebt.

„I Gott bewahre," sagte Tübingen, Trude den Brief über den Tisch reichend, „was ist das wieder für ein unhändiges Format! Und dann möchte ich wohl wissen, warum Ihre Freundinnen so eine besondere Vorliebe für ein irregulläres Aufkleben der Freimarken haben! Manchmal rechts und manchmal links und manchmal in der Mitte des Kuverts und heute gar hinten. Das muß doch notgedrungen den abstempelnden Postbeamten in Verwirrung bringen, was im Interesse des königlichen Dienstes und auch der briefempfangenden Menschheit eigentlich vermieden werden sollte. . . ."

Trudchen erwiderte nichts, dachte sich aber ihr Teil. Was verstand Herr von Tübingen denn von der Briefmarkensprache, die ihr eine unsägliche Freude bereitete! Zum Beispiel: die quergeklebte Marke hinten bedeutete einfach „in Treue fest"; gab es etwas Sinnigeres und Reizvolleres als dieses? Was ließ sich durch die Briefmarken nicht alles sagen — auch manches sehr Süße und äußerst Geheimnisvolle, das man dem indiskreten Papier nur ungern anvertraute.

Miß Nelly erhielt einen Brief aus England, und dann blieben noch zwei weitere Briefe für den Baron liegen, beide nicht ohne Wichtigkeit. Tübingen erzählte: „Da schreibt mir der alte Amtsrat Kielmann aus Schnittlage, daß sein Neffe, der Dr. Haarhaus, bereits vorgestern bei ihm eingetroffen sei und ein lebhaftes Verlangen habe, Magen begrüßen zu können. Ob Max schon hier sei und ob wir nicht alle zusammen am Nachmittag auf ein paar Stündchen zu ihm kommen wollten. Na, das fehlte mir gerade! Kielmann mit seinen ostindischen Bowlen und seinem kalten Punsch liegt mir im Magen. Da kneipt man sich jedesmal fest und am andern Morgen hat man einen dicken Kopf."

„Man braucht sich ja nicht zu übernehmen, lieber Eberhard," bemerkte Frau Eleonore, nach dem zweiten Briefe schielend. „Wenn du ein klein wenig mäßiger im Genusse alkoholischer Substanzen sein wolltest —"

„Bitte, Eleonore," fiel der Gemahl ein, furchte die Stirn und warf einen Seitenblick auf die Kinder, um dadurch anzudeuten, daß ihm eine Maßregelung in deren Gegenwart durchaus nicht passe; „im übrigen kommt Max heute erst an, und wenn er seinen Freund Haarhaus wiedersehen will, mag er sich ihn aus Schnittlage holen."

„Es würde mich lebhaft interessieren, den berühmten Afrikaner kennen zu lernen," sagte Teupen, „— lebhaft! Sein erstes Buch hat mir außerordentlich gefallen; apropos, ich hoffe, daß Max sich auch zu einer schriftlichen Darlegung seiner Reiseerlebnisse entschließen wird. Das kann ihm für seine weitere Karriere nur förderlich sein."

„Ueberlassen wir es ihm, lieber Papa," entgegnete Tübingen. „Wie ich Magen kenne, wird es ihm einige Mühe kosten, seine Antipathie gegen Tinte und Feder zu überwinden —"

„Du bartst nicht ungerecht sein, Eberhard," fiel die Baronin ein. „Seine Briefe waren immer inhaltreich und sehr unterhaltend —"

„Sehr unterhaltend," bekräftigte auch Graf Teupen. „Das hat mich eben auf den Gedanken gebracht, Max sollte ein Buch über seine Reise veröffentlichen. Er besitzt zweifellos eine gewisse schriftstellerische Ader — vielleicht kann ihm der kleine Kiekel auf Grünau dabei behilflich sein —"

„Auch noch," warf Tübingen ein, und seine Frau wehrte energisch ab.

„Nein, bester Papa," sagte sie, ich habe mir neulich aus der Leihbibliothek einen Roman von Herrn von Kiekel schicken lassen, um doch auch einmal etwas von ihm zu lesen, und ich kann dir sagen, ich habe einen „horreur" bekommen. Das war ein höchst unmoralisches Buch, voller frivoler Liebschaften, und unsere guten, braven Bauern hat er geschildert, als ob das alles Spitzbuben und Verbrecher wären. Ich meine, dieser Herr von Kiekel täte besser, er widmete sich mehr seiner Landwirtschaft, als daß er solche Bücher in die Welt setzt."

„Wahrscheinlich bringen ihm seine Bücher mehr als seine Felder," erwiderte Graf Teupen, während Tübingen den zweiten Brief erbrach und überflog.

„Aha," sagte er. „Na, Jungens, freut euch: ihr kriegt endlich einen neuen Hauslehrer! Bernd, mach' nicht ein so mürrisches Gesicht, potztausend, ihr müßt doch selbst froh sein, daß nun wieder der geregelte Unterricht beginnt! Habt ihr denn gar keine Ehre im Leibe?"

Das sah es in diesem Falle wirklich zweifelhaft zu sein, denn sowohl Bernd als auch Dieter zeigten sehr betrübte Mienen.

„Wie heißt er, Papa?" fragte Dieter.

„Reinhold. Das ist ein sehr hübscher Name und wehe euch, wenn ihr ihn wieder so verhunzt wie bei Doktor Kleinechen! . . . Eleonore, sieh dir einmal die Zeugnisse durch; sie sind vortrefflich. Der Mann ist allerdings Theologe, nicht Philologe —"

„Das schadet nichts," erwiderte die Baronin. „Theologen gewähren eine größere Garantie für die Sittlichkeit ihrer Lebensführung. Dabei fällt mir ein: mit unserem Pastor geht es doch gar nicht mehr! Er muß sich schon auf einem Stuhle in die Kirche tragen lassen. Wir müssen wirklich ernsthaft an einen Ersatz für den alten Mann denken."

„Ich werde einmal mit ihm Rücksprache nehmen," antwortete Tübingen. „Ich möchte gern, daß er selber den Wunsch äußert, sich emeritieren zu lassen. Ein Glück noch, daß er keine Familie besitzt, für die er zu sorgen hat! Schwer genug wird es uns ankommen, uns erst wieder an

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191114023/fragment/page=0001

einen neuen Pfarrer zu gewöhnen. Aber es geht wirklich nicht länger; es muß sein."

Ein schüchternes Räuspern auf der Veranda machte den Sprechenden darauf aufmerksam, daß draußen noch immer der Inspektor wartete. Tübingen erhob sich; das war das Zeichen, daß sich auch die Kinder entfernen durften. Die Jungen stürmten in den Garten. Benedikte ging mit ihren Freundinnen auf den Geflügelhof; das war ihr Bereich, und es gab dort viel zu tun. Ein paar Hühner brüteten; junge Enten wurden erwartet, und die eine Pfauhenne war krank.

Tübingen hatte seine Uhr gezogen.

„Mütze und Stock, Mededcke," befahl er. „Ich gehe nach Schaz vierzehn, Franchen, bin aber um Zehn wieder hier. Sorge dafür, daß der Max ein ordentliches Frühstück vorfindet. Ein Glas Wein dazu; man muß anstoßen können. Bin nur neugierig, ob er sehr braungebrannt aussieht und sich einen Kolonialbart hat wachsen lassen. Na adjü!"

Er ging und stieg in belehrendem Gespräch mit seinem Inspektor die Verandatreppe hinab.

Graf Teupen nahm seine beiden Zeitungen unter den Arm.

„Hast du ein Viertelstündchen für mich übrig, Eleonore?" fragte er seine Tochter, die schon nach ihrem Schlüsselkörbchen gegriffen hatte, um sich an ihr Regiment zu begeben.

„Selbstverständlich, Papa. Gilt's etwas Sekretes?"

„Nun ja — gewissermaßen. Gehen wir in den Obstgarten; ich revidiere bei dieser Gelegenheit gleich meine Pfirsiche und die neuen Okulierungen."

Die Baronin schloß ihr Schlüsselkörbchen in den Wandschrank und rief mit zärtlicher Stimme ihren geliebten Cosy, der aus seinen Kissen hüpfte und in zierlichem Trippelschritt dicht an ihrer Seite blieb.

Der Obstgarten lag hinter dem Schlosse, dicht an den Park grenzend, in dessen Wiesen und Bosketts er sich in quadratischer Form hineinschob. Die Baumhülle war vorüber. Die Frucht setzte an oder reifte bereits. Zwischen den dichten Buschreihen der Himbeer-, Johannis- und Stachelbeersträucher erstreckten sich sauber geharkte Wege. Die Obstbäume standen in langen Fronten, wie zum Parademarsch aufmarschiert. Nur hie und da fielen Sonderexemplare auf, ein Pflaumenbaum, der wie ein Fragezeichen emporwuchs, ein Birnbaum, dessen Astwerk sich kugelförmig zusammenrankte, ein anderer, der so seltsam gewachsen war, daß er wie eine riesige, zum Sprung aushohlende Heuschrecke aussah. Das war die Züchtung des Grafen Teupen, der gern die Natur korrigierte und die jungen Bäume durch allerhand Fesselungsmittel zuweilen zu den widersinnigsten Formen und Auswüchsen zwang. Er „korrigierte" auch noch in anderer Weise, pfropfte zum Beispiel einen Apfelzweig auf einen Kirschbaum und einen Birnbaum auf einen Weißdorn und was derlei Kuriositäten mehr waren.

„Sieh da, Eleonore," sagte er beim Betreten des Gartens, „die Kirschen werden schon rot. Aber in den Erdbeeren hat wieder jemand herumgetrampelt und gerade in meinen König Alberts. Da ist Dilke die Urheberin gewesen, Uebrigens alle Achtung vor deinen Melonen! Es war gut, daß du sie so lange in den Warmbeeten ließest. Die köstlich genetzte da drüben ist die Cantaloupe Konsul Schiller, auf die mich der Amtsrat Kielmann aufmerksam gemacht hat. Also nun höre, Eleonore: es ist Zeit, daß wir uns der Frau von Seesen wieder ein wenig mehr zu nähern versuchen."

Frau von Tübingen nickte, mit dem alten Herrn den Mittelweg hinabschreitend und dabei scharfäugig den Garten überschauend.

„Ich konnte mir denken, daß das kommen würde, Papa," erwiderte sie mit leichtem Lächeln. „Aber erst laß den Max nur erst wieder einmal festen Fuß fassen —"

„Kann er ja und soll er," fiel Teupen eifrig ein. „Indessen, liebes Kind, ich muß dich doch darauf aufmerksam machen, daß nicht viel Zeit zu verlieren ist. Wie lange wollt ihr denn den Jungen hier behalten?"

„Er mag bleiben, so lange er will. Sein Urlaub läuft erst im Herbst ab. Dann soll er auf das Ausnahmsartige Amt zurück. Unter uns, Papa, von seiner Karriere halte ich nicht viel. Ich ängstige mich auch darum nicht; will er noch zu Lebzeiten Eberhards Hohen-Kraatz übernehmen — was schadet es? Wir ziehen uns dann nach Drake zurück."

„Schön, schön; ich hätte nichts dagegen; ich fühle mich auf Drake ebenso wohl wie hier. Wenn ich nur meine paar Bücher und meine Bäume und Erdbeeren habe, dann bin ich schon zufrieden. Aber ich meine, die „entente cordiale" zwischen Hohen-Kraatz und Langenpfuhl muß angeknüpft werden, eh uns der Max wieder nach Berlin entwischt. Herrgott, liebe Eleonore, die Sache ist doch von Wichtigkeit! Denke mal: dieses prachtvolle Langenpfuhl! Und war zweihundert Jahre Tübingensches Besitz, bis das törichte Testament des alten Cariusjust dies Paradies an die Seesens brachte. Und dann Frau von Seesen selbst! Gibt es denn auf hundert Meilen im Umkreise ein weibliches Wesen, das besser zu Magen paßt?!"

„Nun ja, nun ja," erwiderte die Baronin kopfnickend, „ich hätte wahrlich nichts gegen eine solche Verbindung — das weißt du ja auch. Frau von Seesen ist mir in hohem Grade sympathisch, hübsch, vornehm, elegant, aus guter Familie —"

„Aus erster. Sie ist eine Komtesse Pleydenwulff."

„Gewiß, und die Pleydenwulffs gehören, ich glaube, zum fränkischen Uradel. So sagtest du mir wohl einmal. Finalement — ich bin durchaus für diese Partie. Indessen — vorderhand macht mir Frau von Seesen nicht den Eindruck, als ob sie gewillt wäre, zum zweitenmal zu heiraten."

Graf Teupen warf heftig den Kopf in den Nacken.

„Diable, mein Herz, sie kann doch nicht ewig ledig bleiben?! Eine blutjunge Frau — und kinderlos! Was soll denn aus Langenpfuhl werden? An irgend einen ihrer gleichgültigen Vettern fallen? Das kann sie selber nicht wünschen!"

Man war am Ende des Gartenweges angelangt und machte nun kehrt. Zuweilen blieb die Baronin stehen, um nachzusehen, ob die Aritschocken reichlich angesetzt hätten oder wie die Tomaten trieben.

„Lieber Papa," sagte sie, „Frau von Seesen hat, denke ich, nicht in allzu glücklicher Ehe gelebt. Seesen war, Gott hab' ihn selig, ein ziemlich roher Patron. Nun ja, das war er. Ein Nimrod, ein arger Spieler und lief auch den Weibern nach. In der Kirche sah man ihn nie und auf der Synode machte er seine Witzchen. Der Superintendent hat es mir erzählt. Dabei eifersüchtig wie ein Othello. Erst nach seinem Tode hat die arme Marinka ein bißchen aufatmen können."

„Aber drei Jahre Freiheit sind genug," bemerkte der Graf.

Frau Eleonore zog die Schultern hoch.

„Das ist die Frage, Papa. Für Marinka vielleicht nicht. Man hat überdies doch auch mitzusprechen. Ich weiß zwar, daß er die Seesen sehr gern hat, aber es ist fraglich, ob er von seinem Liebesschmerz völlig kuriert ist, ob er nicht immer noch an die Warnow denkt."

„Da sei Gott vor," entgegnete der Graf erschrocken.

„Er kennt unseren Willen. Nur der Warnow wegen haben wir ihn auf die Weide nach Afrika geschickt. Er hat sie nie wiedergesehen und er wird sie auch nie wiedersehen. Hast du je etwas von ihr gehört?"

„Nein — nichts. Frau von Seesen verschaffte ihr eine neue Stellung — irre ich nicht, in der Schweiz."

„Die Schweiz ist weit."

„Sie wird sicher ihr gutes Fortkommen finden. Ich habe an fond viel Sympathien für sie übrig gehabt, ihr auch ein glänzendes Zeugnis mit auf den Weg gegeben."

„War nur recht von dir, Eleonore. Es ging mir wie dir. Ich hatte sie sehr gern. Sie erinnerte mich immer" — Teupen strich mit der Rechten über seine Stirn — „ich weiß nicht an wen. Aber sie hätte Maxens Bewerbung mit größerer Energie abweisen müssen — hätte einsehen müssen, von vornherein, daß eine Ehe mit ihm eine Unmöglichkeit!"

„Du lieber Gott, Papa — sie war geblendet —"

„Ja, sie war sozusagen hypnotisiert. Gattin eines zukünftigen Majoratsbesitzers, Frau von Tübingen, vermögend, in glänzender sozialer Stellung — das alles mag das arme Mädchen gelockt haben. Trotzdem — sie hat sich sehr vernünftig benommen. Ich trage ihr keinen Groll nach."

„Ich auch nicht. — gewiß nicht. In Herzensdingen verzeihen wir Frauen manches. Wir können übrigens auch Max nachsagen, daß er sich taktfest und richtig aufgeführt hat. Er ist nicht mit dem Kopf durch die Wand gerannt, sondern hat sich schließlich gefügt. Teupensches Blut! Die Ueberlegung siegte." (Fortsetzung folgt.)

Flamme.

Eine heitere Geschichte.

Von Marie Schön.

Mein Mann ist ein Hundenarr, doch nein, um bei der Wahrheit zu bleiben: er war es. Als wir eine Woche verlobt waren, fragte er mich, ob ich etwas dagegen hätte, wenn wir uns später einen Hund hielten. Natürlich hatte ich nichts dagegen. Als wir einen Monat verheiratet waren, meinte er, nun sei es wohl an der Zeit, auf den Hundekauf zu gehen. Ich bat ihn flehend, noch ein wenig damit zu warten (denn Hunde sind mir furchtbar), und er fügte sich stillschweigend. Kürzlich aber, an unserem einjährigen Hochzeitsjubiläum, erklärte der Herr des Hauses, er schaffe sich nun bestimmt einen Hund an. Er erklärte es in einem so unzweideutigen Ton und mit einem geradezu napoleonischen Blick, daß die kleine Frau nur schwieg und seufzte.

„Warum seufzst du denn nun so? Du hast mir doch damals, als wir verlobt waren, gesagt, du liebtest Hunde."

„Ich liebte — —? Ja damals!"

„Na, mein lieber Schatz, nun tu' nur nicht so elegisch, so 'n Tier wird unser häusliches Glück schon nicht stören, im Gegenteil, ich verspreche mir viel Anregung davon."

Viel Anregung, jawohl . . .

„Flamme" trat auf. Albrecht brachte sie schon am Mittag jenes denkwürdigen Hochzeits-Jahrestages mit. Wo er sie so schnell aufgegabelt hat, ich weiß es heute noch nicht, über Wichtigerem habe ich vergessen, ihn danach zu fragen. Ein reizendes Tier, wirklich. Ein junger, deutscher Schäferhund, Augen wie dunkler Bernstein, dabei lebhaft im Blick wie ein Eichkätzchen, ein schlanker, weichfelliger, hellbrauner Leib, anmutige Beine und ein Schwanz, den ich mir fast als Boa hätte umtun können, so lang und dick und prachtvoll. Wie gesagt, wirklich ein reizendes Tier. Mein Mann schien diese Meinung nicht gerade zu teilen, denn er langte in sichtlich schlechter Laune mit seiner Flamme bei mir an, ließ den Hund laufen, warf sich aufs Sofa und wischte sich, nach Luft schnappend, den Schweiß vom Gesicht. Konnten ihn denn die zwei Treppen so außer Atem gebracht haben?

Gerade wollte ich mich teilnehmend nach seinen Erlebnissen erkundigen, als ein markerschütterndes Geschrei aus der Küche Albrecht den letzten Rest von Atem und mir die Sprache raubte. Mit wankenden Knien stürzten wir hin, auf Mord und Totschlag gefaßt. Es war auch ein Mord geschehen, ein furchtbarer, entsetzlicher, unaussprechbarer Mord. Flamme stand, ohne sich durch uns irgendwie stören zu lassen, in einer Ecke meiner sauberen Küche und schmierte mit den Ueberresten unseres Huhnes herum, des Huhnes, des Hochzeitstaghuhnes, für das wir das ganze Jahr — wenigstens im Prinzip — gespart hatten, durch dessen jähes Ende unaussprechliche Hoffnungen in uns zerstört wurden.

Fassungslos lehnte die dicke Minna an der Herdstange, ein Gemisch von Wut und Scham, Zerknirschung und bis ins Tiefste gekränkter Köchinnenehre.

„Ach, gnädje Frau," kam es schluchzend aus einem melierten Taschentuch, „hab ich denn 'ne Ahnung, daß so 'n Tier in die Wohnung is?! Ich hab' mein Huhn auf dem Tisch fein angerichtet und steh unschuldig wie 'n weißes Lamm und lasse Wasser im Kessel, wo ich nichts bei hören kann wegen dem Rauschen, und wie ich mir umdreh, steht da das Raubtier, das elendige —" ihre Stimme schlug in Kreischen über, mein Mann stürzte sich zwischen den gefährlich erhobenen Kochlöffel und seine Flamme.

„Schlagen hat jetzt keinen Zweck mehr", sagte er tonlos. „Beruhigen Sie sich, Minna, hier haben Sie zehn Mark, gehen Sie zum Essen irgendwohin, und wir wollen uns auch schnell anziehen, Frau, der Schreck hat einem ja ganz elend gemacht."

Als wir zehn Schritt auf der Straße waren, fiel mir etwas ein, etwas sehr Ernstes.

„Albrecht," sagte ich und blieb stehen, „wenn der Hund nun — —"

Der arme Albrecht schlug sich vor die Stirn.

„Daß wir daran aber auch nicht eher gedacht haben! Und wir wohnen zwei Treppen hoch! Herz, schaff Rat!"

Wir eilten hinauf, wieder in banger Ahnung und — kamen zu spät. Das gebratene Huhn hatte bereits seine Wirkung getan und zwar in doppelter Form. Oh, mein armer Teppich . . . Jetzt war die Reihe des tonlosen Sprechens an mir.

„Minna, fragen Sie den Hauswirt unten, ob Sie den Hund auf den Hof führen dürfen, am besten jede Stunde."

Minna verschwand mit Türenschlagen und einem Gesicht, als ob sie lieber Hund und Herrschaft zum Teufel gejagt hätte. —

Als wir dann endlich im Restaurant angelangt waren und bestellt hatten, saßen wir erst eine Weile wortlos Hand in Hand und „feierten" unseren Hochzeitstag. Mein Albrecht tat mir wirklich leid, er sah ganz erschöpft aus.

„Warum kamst du denn vorhin eigentlich so außer Atem mit dem Hund an?" fragte ich ihn.

„Weißt, Mariele," erwiderte er (wenn er etwas verlegen ist, verfällt er leicht in seinen Heimatdialekt), „das Tierle hat halt immer nur rennen wollen, und ungerannt hat's auch ein paar Leut."

Das Essen und eine Flasche Mosel taten gut. Mit leichterem Herzen machten wir uns auf den Heimweg, voll mutiger Hoffnungen für unsere und unseres teuren Hundes Zukunft. Zwar wären wir gern noch ein wenig gemütlich sitzen geblieben, doch die Pflicht rief uns heim: wir mußten Minna ablösen, die Flamme zu bewachen hatte, bis wir zurück kamen.

„Nun," fragte ich möglichst heiter, um mein eigenes unerklärliches Herzklopfen zu übertönen, als Dame Minna uns die Türe öffnete, „nun, wie geht's?"

„Wie soll's jehn bei die Hundewirtschaft?" antwortete Minna achselzuckend.

„Jnädje Frau, ich muß Ihnen sprechen!" Ich begab mich mit ihr in die Küche und hatte dabei ein Gefühl, als sei ich ein schutzloses, kleines Mädchen und sie die Dame vom Hause.

„Jnadje Frau, wenn der da is, denn kann ich ja gehen."

Da war's heraus. Meine schlimmsten Ahnungen waren übertroffen, meine künstliche Fassung schwand, die Tränen kamen mir.

„Liebste, beste Minna, darum wollen Sie fort von uns? Es ist doch ein so gutes, hübsches Tier, es soll Sie gewiß nicht stören und es hat doch auch nichts gemacht als das Huhn gefressen."

„Nichts gemacht als das Huhn gefressen? Den jungen Teppich hat's voll gemacht, und die Minna kann's wieder aufwischen. Und die Minna soll sich zum Spott für die Leute machen und alle Stunde mit ihm auf dem Hof spazieren gehn? Und die Minna soll den Hund einhüten wie ein Kindermädchen die Johren. Da werde ich ja schließlich noch Hundemädchen. Ich danke. Nee, jnädje Frau, um Jhnen tut's mir leid, aber um den Köter, da kann ich nich bleiben."

„Minna," sagte ich schließlich entschlossen, „ich will Jhnen offen was sagen. Ich verstehe Sie sehr gut. Ich kann die Hunde auch nicht ausstehen und so einen wilden wie diesen erst recht nicht. Ich könnte meinem Mann sehr böse sein, daß er ihn mitgebracht hat, aber ich wollte ihm den Spaß nicht verderben und, Minna, wissen Sie, was ich glaube? (Jm Flüstertou.) Es dauert nicht lange damit, passen Sie nur auf! Also wollen wir diese Kündigung von Jhnen mal gar nicht rechnen und schön abwarten, ob alles so schlimm ist, wie's aussieht."

Minna, die für freundliche Worte immer zugänglich war, zog zwar noch ein Gesicht, aber sie schwieg, und so war diese Gefahr wenigstens vorläufig beseitigt, und ich atmete auf.

Jm Wohnzimmer war's wohltuend ruhig. Albrecht arbeitete am Schreibtisch. Bei meinem Eintritt sah er mich mit einem merkwürdig hilflosen Blick an und beugte sich dann schnell wieder auf seine Schreiberei. War mein Mann, mein großer Dickkopf, nicht eben rot geworden? Jch trat zu ihm und sagte: „Wo ist denn eigentlich Flamme?" Da sprang er auf, legte seinen Arm um meine Taille und sagte, indem er mich durchs Zimmer zog: „Ach, liebste Frau, ich wußte mir keinen Rat. Da schau her, da liegt das Tier auf der Chaiselongue. Jst es nicht ein prächtiger Anblick?" Ja, prächtig sah es wirklich aus. Das helle, seidige Fell auf dem dunkelvioletten Untergrund, der buschige, herabhängende Schwanz, der sich bei unserem Näherkommen leise wedelnd bewegte, und die klugen Augen, die jede unserer Bewegungen verfolgten. Trotzdem stieg eine Art Ueblichkeitsgefühl in mir hoch, denn leider bin ich sehr empfindlich, und der Gedanke, daß ich mich morgen da ausstrecken sollte, wo heute ein Tier, ein warmes, lebendiges Tier gelegen hatte, war mir furchtbar. Albrecht weiß das und darum sagte er zu seiner Entschuldigung: „Er läßt sich nicht fortjagen, ich hab's immer wieder versucht." Und richtig, als ich mit energischer Stimme und Hand meinen angestammten Platz zu behaupten suchte, fletschte mich, begleitet von grausigem Knurren, ein so fürchterliches Gebiß an, daß mir entsetzt zurückprallten.

„Da siehst du's!" sagte Albrecht.

Ach, ich sah noch mehr, oder vielmehr, ich sah es nicht. Wo war meine geliebte Kopenhagener Vase, die ich vor ein paar Jahren selbst aus Dänemark mitgebracht hatte? Leer war ihr Standort, das Tierchen neben meinem Ruhebett. Nur zwei dunkelrote Rosenblätter lagen verräterisch an der Erde. Jch bückte mich danach und hielt sie mit stummer Frage in der hohlen Hand meinem Mann unter die Augen. Jch muß dabei wohl sehr vorwurfsvoll und traurig ausgesehen haben, denn er fiel mir plötzlich um den Hals, ungestüm wie ein Knabe, küßte mich wieder und wieder und erzählte mir eine lange, zerknirschte Geschichte von dem bei seinem Eintritt ins Zimmer emporschnellenden Hunde und seinem Sprung ihm, dem Herrn entgegen, wobei Tischchen und Vase umgerissen wurden. Die Scherben habe er dann selbst zusammengelesen und sich auch noch dabei in den Finger geschnitten. Da lägen sie im Papierkorb, morgen wolle er mir eine neue Vase kaufen und viel, viel schönere Rosen, und jetzt möchte ich ihm doch seinen Finger verbinden und ihm, wenn ich könnte, alles verzeihen.

Wenn ich könnte . . .? Kann man dir denn überhaupt zürnen, du täppischer, hilfloser, eigensinniger, weichherziger, liebster Mann?

Der Nachmittag dieses Tages verlief wundbarerweise ohne besondere Ereignisse. Hoheit Flamme ruhten behaglich auf meinem Diwan, bis ein Ausflug in den Hof angebracht war, den Minna, die doch sonst gegen ihren „Ausjang" nichts einzuwenden hat, leise fluchend mit ihr unternahm.

Albrecht las mir bei einer guten Zigarre vor, wie wir es mit Vorliebe um diese Stunde tun, nur mit dem Unterschied, daß ich sonst dabei auf der Chaiselongue zu liegen pflege. Trotzdem — es war behaglich, in Anbetracht der vorausgegangenen Ereignisse sogar ganz besonders behaglich. Nur mein Mann war nicht wie sonst: gedrückt schien er an irgendetwas innerlich herumzuarbeiten, was ihn quälte und doch nicht verließ. Aber ich bekam nichts aus ihm heraus, er versicherte sogar auf meine Frage, das wäre Einbildung von mir, und es sei doch riesig gemütlich.

Leider wurde die riesige Gemütlichkeit doch noch einmal gestört durch die ziemlich umfangreichen Vorbereitungen für unsere

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191114023/fragment/page=0002